

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

84 (9.4.1930) Die Mußestunde

Die Mußestunde zur Unterhaltung und Belehrung

14. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 9. April 1930

von diesen Dienstleistungen für die Lehrer und Kirchendiener, eine Fortsetzung, die uns auch in Nr. 14 des Monatsheftes, April 1929, im Jahre 1883, also zur Zeit des trefflichen Friedrich Naumann, Buchhändler ohne Lehrer, und der bischöflich-sächsischen Beamte macht in sein „Visitationsbuch“ gelegentlich seines Besuchs zu Büchsig den viel-sagenden lateinischen Eintrag: „Meiner, Schulmeister, Ubrauf-sieher leben. Der Pfarrer versteht diesen Dienst. Dabei kann auch keine Schule gehalten werden, und wenn sie der Pfarrer hält, so sind keine Kinder zugegen. Dabei ist ein Lehrer anzustellen; für ihn, sowie für die Kirchendiener ist durch Unterstützung und Befreiung von den zu leistenden Fronden zu sorgen; die „Spröhlinge“ sind sämtlich zur Schule zu schicken.“

Büchsig aber, das noch vor 117 Jahren, wie uns Kofb mitteilt, „ein Filial von Blankenloch“, mit 107 Seelen, 1 Schule, 21 Wohn- und 39 Nebengebäuden“ war, das 1843 insgesamt 183 evangelische Einwohner zählte, eine Ziffer, die sich nach Beunruhigung 1857 bereits auf 231 erhöhte, ist heute ein blühender Ort, der sein rasches Emporwachsen der einflussreichen und erproblichen Herrschaft seiner früheren markgräflichen Landesherren, insbesondere Karl Friedrich von Baden, verdankt.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeit-schriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

J. Rainolt: Doktor Klären. (Gärdner-Verlag, Berlin-Wien). Ein junger ungarischer Arzt erweist und wiederholt die Gesundheit, jene Bazillen, die von Raine aus furchtbar feine aber anderen, fränkisch-erzgebirgischen Bazillen sind. Raine, Reichum wischen dem jungen Arzt, wenn die Bazillen der Gesundheit mit allen anderen Schädlingen auch — die Bazillen der Beschaffenheit lösen würden. Er aber verlangt nicht nach Applaus, kennt keine Sehnsucht nach dem Erfolge, kein Interesse an Auszeichnungen! Alles das überläßt er seiner Gemahlin, die übrigens auch durch seine Entdeckung dem drohenden Tode entging. Doktor Klären wird aber nicht zur großen Entdeckung gelehrt, sondern wird zum Schindler der nicht endenlosenden Gelehrtheit ergriffen; all-mäßig glaubt sie selbst daran, daß sie die Wohltäterin der Menschheit sei und im Gefühl „erwählt“ zu sein, entfernt sie sich immer mehr von dem Menschen, dem sie alles zu verdanken hat. Die Bitterkeit der Satire wird vom großen ungarischen Humoristen mit liebenswürdiger Feinheit gemittelt. Der Roman, der unerschütterlich in die Tiefen menschlicher Geistes-leuchte und mehr als ein Unterhaltungsroman ist, erschien in der ver-tannten 50-Pennia-Reihe „Gärdner-Verlag“.

Heimspiele. Bearbeitet von Heinrich Voggenreiter (6. Teil des „Deutschen Spielbuchs“) 160 Seiten, aber 50 Bilder. Preis RM. 2.50. Ludw. Bogenreiter Verlag, Potsdam. 2. Auflage. — Gerade bei den „Heimspielen“ wird deutlich, daß Spielen eine Kunst ist, die gelernt sein muß. Sie steht bei dem, der anderen in einem Kreise ein Spiel schenken will, ein ganz bestimmtes Maß von Können, Können und nicht leicht Geistes dazu. Hier findet ihr in bunter Fülle Hunderte, Wän-dertspiele, Handspiele und Brettspiele. Für könnt andere meisterlich ver-eintreten und meist oft nicht, wie schnell ihr selbst dabei Opfer eines Trübs-berdes. Ihr könnt euren Kopf anstrengen und euren Mutterschmerz be-währen und ihr könnt auf neue Spuren der Spielgestaltung kommen, wenn ihr euch den „Heimspielen“ anvertraut. 200 Spiele in einem Band — dazu viele, die ihr noch selbst erfindet — ist das keine große Zahl!

Heimspiele und Spielarten der Vorkriegszeit bei Mann und Frau. Von Heinrich Voggenreiter. Berlin: Bogenreiter's Buchh. Kurt. Romanze, M. 2.50. — Der Kampf um die Geburtenregelung interessiert weltweite Volkstheorie. Zahllose Ehen bleiben kinderlos, obwohl der gesunde In-stinkt vieler Frauen die Mutterrolle heiß ersehnt und fordert. Gewöhn-lich wird ja der Frau die alleinige Schuld zugeschoben, sie wandert von Arzt zu Arzt, von Operationstisch zu Operationstisch, ohne daß ihr natür-licher, heißer Wunsch erfüllt werden kann. Die meisten Ehen werden durch Rat erteilt, dieser Frauen Trost bringen. Nach den bisherigen Erfahrungen kann ein hoher Prozentsatz kinderloser Ehen, denen eben lediglich das Kind fehlt, zur Erfüllung des Lebenszweckes, glücklich ge-macht werden. Aus dem Inhalte: Der Wunsch nach dem Kinde — Der Befruchtungsvorgang — Die eheliche Unfruchtbarkeit — Der Mann als Ursache der Unfruchtbarkeit — Die Frau als Ursache der Unfruchtbarkeit — Verhütung und Regelung — Ausreichender Kinderzogen.

Die Natur erwacht! Die Lebenserneuerung im Wechsel der Jahres-zeiten läßt sich brauchen in der Natur gut beobachten. Das Märzheft der „Urania“, kulturpolitische Monatshefte über Natur und Gesellschaft, gibt in Wort und Bild die Anleitung dazu. Die Wissenschaft als Produkt der menschlichen Gesellschaft spiegelt in der Gegenwart deren Charakter wider. Richard Künze untersucht diese Dinge in seinem Aufsatz „Wissen-schaft und Kampfsampf“. Oberarzt Dr. med. Eickert macht uns mit den modernen künftigen Untersuchungsmethoden bekannt. Die Bedeutung von Heiß, Wasser und Wald im künftigen Wirtschaftsleben schildert Walter Richter an der Hand vorzüglicher eigener Aufnahmen. In der modernen Industrie ist die menschliche Arbeitskraft zum Instrument bestimmter und bestimmter Funktionen geworden. Wie sie trotzdem individuell in Er-scheinung tritt, wird an einer Anzahl von Beispielen gezeigt. Fast zwei Dutzend ganz kurzer Beiträge berichten über Reaktionen aus Natur- und Gesellschaftswissenschaften. Anna Ziemer führt uns auf einer Sozialen Ban-derung durch Ehenbürgen. Im Weltblatt „Der Welt“ berichtet Julian Marcuse von neueren Forschungen über das Wesen des Schlafes. Ein Lied für die arbeitende Jugend, „Die rote Kette“, beschließt das Heft. Interessanten stellt der Urania-Verlag in Jena auf Anforderung gern kostenlos Probehefte und Prospekte zur Verfügung.

Reisung in Süddeutschland und Franken! Ausführliche Reisepläne nach dem süddeutschen Reich mit Reiseangeboten bringt das Aprilheft „Die neue Welt“. Weiter berichtet Wilhelm Richter über neue Wagnis in seinem reich illustrierten Aufsatz „Für Sport und Rente“. Helene von Wolffs beschreibt ein architektonisches Aelmos „Das japanische Teahaus“ und Beronika Erdmann beginnt mit ihrer Novelle „Das Gesicht des Pro-fessors Dannehl“. Der Modetitel bringt Skizzen der neuesten Pariser Mo-delle, denen die Frühlingmode der Riviera zu Grunde liegt. Completis aus Zwisch und leuchtendste sportliche Kleider. Außerdem gibt es reizende, schon mehr sommerliche Nachmittagskleider, an denen vor allem der Schlei-tertragen seinen Charme entfaltet. Die neue Liste für den Herrn zeigt Victor Kraus in Wort und Bild. Das Heft ist für 1 Mark überaus zu haben (Verlag Otto Weber, Leipzig, Weststraße 72).

Käselecke

Zahlen-Rästel

12	2	8			
10	2	4	5	6	
6	9	10	10	11	
10	2	12	10	11	
7	11	3	3	2	12
1	3	11	2	4	11
4	3	6	2	8	3
11	7	11	3	11	4
11	2	4	11	12	7
1	2	3	4	5	6
1	2	3	4	5	6

Sitrom, Möbelschmück, ländliche Behausung, Kaffeelecke, Stadt, Kinder-spielsens, Dichter, Baum, was der Klemmer braucht, Schmutz in der Natur.

Biere-Rästel

Die Wörter: Zeitung, Gardas, Gismeer, Gertrud, Ratbaus, Schrant und Mailand sind in ein Biered von 7x7 Feldern so untereinander zu bringen, daß die von links oben nach rechts unten schräg laufende Linie einen europäischen Staat beschriftet.

Rästelauflösungen

Wilder-Rästel: Ein geistiger fleißiger Mensch ist nie arm. —
Zusammengeh-Aufgabe: Jedes Daß, hat sein Ich.

Wichtige Lösungen fanden ein: Julius Gimmmer, Emil Diefeld, Karlstrube; Emil Schmidt, Bogefeld; Heinrich Hartmann, Jen., Knielungen.

Sächsische Geschichten

Der Dialekt

Hofbräuhaus München. Zwei echte Sachen sitzen neben zwei Oberbäuern, die sich in ihrer heimischen Mundart unterhalten. Die beiden Sachen möchten gern, so sein, etwas von dieser oberbäu-erischen Unterhaltung aufschreiben, aber es geht nicht. Sie ver-nehmen kein Wort. Raum sind die Oberbäuern gegangen, entruht sich dem einen Sachen die Frage: „Du, Herrmann, was wachst das eckendlich für geistliche Worte?“ — „Au, das ist noch Die-robster, wie mir'sche manchmal in Leipsig auf der Wiese ham.“ — „Um — aber die hatten ja ne eckendliche Schradze, ich habb ne einzliches Wort verstanden.“ — „Ja, weeste, das is eben den ihr Dialekt.“ — „Dialekt?“ — „'s is noch eckendlich schade, daß mir in Leipsig nich doch so an Dialekt ham.“

Stadtzeit

Eine Frau aus dem Volke steht mißbilligend vor der frischgebackenen Statue eines Mädchenaktes. Nach einigen Minuten intensiven Betrachtens ganz empört: „Noch naa'her gonndt se die noch ooch nich machen, die Schwaine!“

Aus bescheidenem Interesse

Biedweg führt im September 1927 das Drama „Sapientreich“ des in Leipzig amfängigen Dichters Franz Adam Beyerlein auf. Bei der ersten Wiederholung an einem Sonntag verließ ein Mann im ersten Rang kurz vor Schluß des Stückes (mitten in der Tasse des fernigen Wachtmeisters) seinen Platz, stampfte zum Ausgang und plaukte die Tür hinter sich zu. Eine Demonstration, die hinterdrein von den Zuschauern wie von den Mitwirkenden erregt debattiert wurde.

Ich hatte den Mann (von der Direktionsloge aus) hinaus-wachten sehen und schon wie ein Blitz zum ersten Rang hinauf, wo ich den Mann eben noch erwischte.

„Sagen Sie ganz aufrichtig“, hat ich ihn schmeichlerisch, „warum haben Sie das Theater verlassen?“

Aus bescheidenem Interesse! hauchte er mich an. Und verschwand stielich burtig in der Toilette.

Musik

Meier sitzt mit Lehmann im Konzert. Lehmann verzieht was von Musik. Er fragt Meier leise: „Findst Se nich ooch, daß die hier eine schlechte Agassodia ham?“

Meier sieht nach rechts und links und schnüffelt: „Oh rieche nich.“

Küineu

Käsebieter, der reiche Seifenfabrikant aus Chemnitz, ist mit Fo-mitte nach Italien gereist. Wenig gefällt ihnen nicht besonders. In Florenz stören sie die Straßen. Kom enttäuscht auch. Und in Neapel brüllt er wütend, angesichts der Ruinen: „Edeju sobra mir abwer nach Hause! Sonne Wirdshald hier in dabr Gegend! Hier is ja alles kabudd!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Nur Du mein Sohn

Des Finke Trübsalssang löst sich durch unre Lande, Erwachen reat sich froh in der Natur. Der Sonne warmer Strahl sprengt winterliche Bande. Uns seiat ein fröhlich Hoffen — des Lenzes neue Spur. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstoch! Weißt ohne Hoffen — arbeitslos.

Vom Hauch des Lenzes wachgeküßt das Weissen, Entaltet sich zu neuer froher Pracht. Und wartet du auch nur ein kleines Weissen, So hat dich schon — das Schicksal's Kümmer angefaßt. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstoch! Mußt trauern, ach, — noch arbeitslos.

In allen Zweigen steigt der Saft zu neuem Triebe, Es ruft im jungen Sprieß das Chlorophyll. In Harmonie ist die Natur ein Reich der Liebe Voll Schönheit, Pracht und innigem Gefühl. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstoch! Weißt ohne Liebe — arbeitslos.

Das Störchenpaar schwebt bobelstoll in blauen Lüften, Es reat sich emsig dort im alten Horst. Das Bienchen fliehet munter schon nach süßen Düften Und machst den ersten Flug nach naben Horst. Nur du mein Sohn auf unsem Erdenstoch! Mußt einsam noch — als arbeitslos.

Baum wird einmal die Wirklichkeit frei von dumpfem Aftanaz Und dort des Lenzes Einzug sein? Also ein jeder Mensch in freiem Schaffensdrang Sein östlich „Ich“ dem Ganzen stolz wird weihn. Wo du mein Sohn auf unsem Erdenstoch! Nicht trauerst mehr — als arbeitslos.

H. Kemmelt.

Das Erwachen

Von Kurt Münzer

Als ich nach Kuta reiste, erwartete ich die Fülle merkwürdiger und wilder Abenteuer, aber ich ließ mich nicht träumen, dieses stille rührende Erlebnis zu haben, das ich nun erzählen will. Mitten im Rauch exotischer Begebenheiten blühte da sanft und still ein Mädchenhügel auf, atell und laut beginnend, aber verfliegend wie eine süße deutsche Melodie, ein Ritornell von Schumann oder Mendelssohn.

Ich hatte, nach bunten, glühenden Wochen auf sagenhaften Inseln, an farbigen Küsten, in märchenhaften Städten, Kuta erreicht, aber nur, um sofort in einem bestlistigen Malariaanfall zusammen-zubrechen. Als ich wieder zu Sinnen und Bewußtsein kam, fand ich mich in einem kleinen weißen Zimmer, alles war mir fremd, ich fand mich in nichts zurecht, aber ein Antik über mir ging mir wie Helmat, wie Mutterliebe, wie seltsam Kindheit all: eine junge Pflegerin, ganz weiß, stand über mich gebeugt, lächelnd, die Hand auf meiner Stirn, ein fast kindliches, sartes Gesicht, und trotz Jugend und Mädchenhaftigkeit strömte von ihrem Blick Ruhe, mütterlicher Friede auf mich.

Dieses junge Mädchen war es, dessen Gesicht und Gesicht das Unvergänglichste meiner Reise werden sollte. In einem goldenen, heraufgehenden Abend erzählte sie mir, auf der Terrasse des Hospitals, als ich sie art und brüderlich darum gebeten hatte. Denn es mußte ein großes Erlebnis sein, was dieses schöne junge Wesen in die Welt getrieben, in dieses Paradies auf Kuta veretzt hatte. Schlicht, leise lächelnd über sich selbst, erzählte sie —

Ich war ein junges Mädchen aus Berlin W. . . Das jaat alles auch dem, der diese große, vermilberie Stadt sonst nicht kennt. Ich lebte in einem Kreis von Freundinnen und jungen Männern, und wir genossen unsere Jugend, wie das Geschlecht nach dem Kriege, wenigstens ein Teil davon, sie zu verlieren, zu vergeuden pflegte. Ja, es gab auch Sport aller Art, diese oder jene scheinbar nützliche Tätigkeit, aber in Wahrheit war alles nur Vorwand zum Firt, zur Kletterei. Wir Mädchen kannten alle die Grenze, bis zu der wir gehen durften, wollten wir nicht unser Leben mutwillig zerstören. Aber mir will fast scheinen, daß hinter dieser Grenze oft weniger

schändlich gebandelt wird als vor ihr. Genus, ich lebte, und ich genok. Unsere Eltern waren schwach oder blind oder moralisch kurzsichtig. Man ließ uns gewähren. Wir tanzten, sangen Nächte durch, gingen in gewagten Kostümen auf Redouten, amüsierten uns mit fremden Kavaliere, foupierien in Luxusrestaurants, wir küßten, wir machten Autofahrten — mit einem Wort: Kurfürsten-damm —

Aber dann, plötzlich, ich war achtzehn Jahre, da geschah. Ich aing in ein Café, erwartete dort zum Tee zwei Freundinnen, kam zu früh, die beiden kamen zu spät, ich war also eine halbe Stunde allein. Und diese halbe Stunde war der Wendepunkt meines Lebens . . .

Ich saß in dem erst halboffenen Saal unweit eines Tisches, an dem ein einzelner Herr seinen Kaffee trank, ein nicht mehr ganz junger Mann, dunkel, gekümt trotz des Spätherbtes, als lebte er immer in freier Luft, an der See im Gebirge. Er war 10 auf und also so unauffällig wie möglich angezogen, er hatte nichts gemein mit den Herren meines Kreises. Sein Gesicht war wunderbar still, berebt, erfüllt von einer Geistigkeit, die mich eine fremde, bessere Welt abnen ließ. Er blickte hinüber zu den Musikern, die letzte Tanzmusik spielten.

Erstlich, als fürchte er meine Blicke, sah er berüber. . . Es aing wie Firt über mich, wie lauer Wind; eine kochende Hand, eine süße Wärme umfing mich. In seinem Auge war es offen wie der Himmel. Ein helles, graues Auge, ein unirdischer Glanz darin. Mir wars als säbe er durch mich hindurch, aber sein Blick nahm mich mit, hinüber in seine Welt, auf eine Insel, die mich mit tiefer Einsamkeit umfing.

Unbehaglich ist, wie mir zumute war. Ich hätte zu ihm hin-stürzen, hinhinien mögen; mein armes, leeres Herz füllte sich iah mit unerträglich Glückseligkeit. So muß Brommen zumute sein, die Gott schauen.

Aber ich — ich war ja nur ein Berlin-W-Mädel! Was hatte ich anderes als meine Kofferlei! Und also — ich lächelte den Fremden an, ich grüßte ihn mit den Augen, ich ließ den Hals von meinen Schultern gleiten und zeigte ihm, wie weiß, wie rund, wie schön sie waren. Ich drehte den Kopf und wies ihm mein Profil, den schlanken Hals, ich wiegte mich zu der Tanzmelodie, ich schlug die Beine übereinander, der Seidenstrumpf umspannte ein entsündendes Arie. Und er — lächelte er zurück? Es schien mir so. Man begann zu tanzen. Zwei Paare wiegten sich schon zwischen den Tischen. Warum kam er nicht und bat mich um diesen Posten? . . . sollte ich?

Da überholte mich ein junger Mann, lief auf den Fremden zu, stammelte Entschuldigungen, daß er so lange fortgeblieben. Der an-dere stand auf, suchte seinen Hut, griff um sich —

Und da sah ich, bearriff ich, verstand ich: er war blind . . . Ich hatte mit einem Blinden mein schamloses Spiel getrieben . . . „Vik!“ riefen hinter mir meine beiden gekommenen Freundinnen. „Vik!“ — Ich schwankte, lief fort.

Ich war erwacht . . . Verließen Sie mich? Ich hatte begriffen. Licht Tage später hatte ich meine Welt verlassen, und lernte, einen besseren wert zu sein.

Dieb im Hause

Skizze von Georges Bourcel.

Dem alten Rafe wiederholte Frau Soufi Bicaben in Gegen-wart des Polizeiwachtmeysters die Geschichte des Einbruchdiebstahls, der am vorhergehenden Abend in ihrer Wohnung stattgefunden haben sollte. Sehe-mal kamen neue interessante Details hinzu. Stellen Sie sich nur einmal vor, Herr Wachtmeister, wie über-rascht mein Mann war, als er nach Hause kam und diese furchtbare Unordnung gewahrte. Die Stühle umgeworfen, der Sekretär er-

drahen! Und 500 Francs gefohlen! Nur noch 200 Francs waren aufzufinden!"

Jaques Vicquen stand daneben und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Bericht seiner Frau. Jedesmal, wenn man eine Frage an ihn richtete, nickte er energisch und zustimmend mit dem Kopfe.

Die junge Frau fuhr fort. Sie war bereits ganz außer Atem. Der Wachtmeister hatte seine Nase tief in die Affen gesteckt. Pflötzlich blühte er auf und sah Frau Soufi durchdringend an. Sie war jung und hübsch und zudem äußerst elegant gekleidet. Auf ihrem feinen Kopf trug sie einen hübschen, schwarzen Hut. Ihr Seidenmantel war mit einem Hermelinragen besetzt. Sie hatte ganz offenbar alle Geacht gebüht, um den strengen Bürgern von Gelsen und Ordnung zu imponieren.

"Also", sagte der Wachtmeister, "nach Ihrer Darstellung hat sich die Sache folgendermaßen abgespielt: Als Sie morgens in Ihr Geschäft gingen, liehen Sie verheerend Ihren Schlüssel in der Wohnkammer stehen. Erst am Nachmittage vermissten Sie den Schlüssel. Sie läuteten dann Ihren Mann an, um ihm darüber zu berichten. Ihr Mann fürzte nach Hause, kam aber leider schon zu spät — ein Dieb hatte dort bereits „gearbeitet" und 500 Francs mitgehen lassen. Trauben den bestimmten Verdacht hegen Sie nicht — aber Sie könnten sich recht immerhin denken, daß etwa die Tochterfrau . . ."

"Ja", erwiderte sich Frau Soufi, „die ist nämlich so sehr leicht pflüchtig und verbraucht ganz bestimmt bedeutend mehr Geld als sie verdient."

"Soo — das tut sie also —", bemerkte der Wachtmeister, indem er jedoch gleichgültig einen Bleistift zwischen seinen Fingern jonglieren ließ.

"Sana — das ist ja zweifellos ein Indizienbeweis . . ." Er blickte Frau Soufi durchdringend an: „Nebst dem fällt mir da etwas auf, was mich eigentlich wundert. Erstens, daß der Dieb ein beträchtliches Chaos in den Zimmern verursacht, fast könnte man glauben, er habe sich recht viel Mühe gegeben, diesen Diebstahl nach berühmten Mustern zu inszenieren — ferner — und ganz besonders der Umstand, daß er nur die 500 Francs genommen, er ließ also, außer den verschiedenen Schmucksachen, sogar noch 300 Francs liegen. Das kommt in der Tat selten vor!"

Die junge Frau geriet plötzlich in den Zustand einer etwas lächerlichen Verwirrtheit.

„Glauben Sie, Herr Wachtmeister", lautete plötzlich ihr Mann, „daß sich der Dieb finden lassen wird?"

„Das glaube ich ganz bestimmt", lächelte der Beamte, „falls er das Geld nicht bereits verpulvert hat."

„Da kannst du mal sehen, Jaques", mischte sich die Frau unvermittelt ein, „sicherlich hat der Dieb das Geld bereits verpulvert — es wird sich deshalb gar nicht verlohnen, der Sache weiter auf den Grund zu gehen."

„Nein, Sie können die Anacis jederzeit zurücksuchen." „Zurücksuchen?", brauste der Ehemann auf.

„Über Frau Soufi fuhr ihm über den Mund: „Ja, das werden wir tun, wie leicht könnte man einen Unschuldigen verdächtigen!" Bei diesen Worten senkte sie den Blick, um nicht den forschenden Augen des Wachtmeisters begegnen zu müssen.

Jaques sah, trüben Gedanken nachhängend, im dunklen Zimmer, während sich Soufi im Nebenzimmer umgav.

Es ist ja einfach lächerlich, dachte er, niemand ist geneigt, diese Einbruchsgeschichte wirklich ernst zu nehmen. Die Geschäftsleute, denen ich davon erzählte, lachten gleich an, von etwas anderem zu reden, und der Wachtmeister tat wirklich so, als handelte es sich etwa um einen Scherz. Aber die 500 Francs fehlen doch tatsächlich. Totallich müssen sie von irgendjemand genommen worden sein.

Durch die geöffnete Tür konnte er Soufi sehen. Sie hand vom Spiegel mit eleganter Seidenwäsche angetan und puderte sich. Jetzt sog sie ein schwarzes Spitzenkleid über. Das mußte im Grunde recht teuer gewesen sein. Ja, ja, er mußte recht gut, daß sich diese so elegant kleidete. Das Geheimnis war ja in Wirklichkeit, daß sie einen ganz fabelhaften Instinkt dafür besaß, billig einzukaufen. Das verstand sie. Bei Ausverkäufen z. B. und bei sonstigen Gelegenheiten, wo man ranschen konnte, war Soufi zu finden. Selbstverständlich könnten ihre bescheidenen Einnahmen ihr sonst nicht einen derartigen Luxus gestatten. War er doch nur ein kleiner Buchhalter — und sie Verkäuferin.

Wieder blickte er sie an. Sie spiegelte sich noch immer selbstgefällig und ohne zu bemerken, daß sie beobachtet wurde.

Pflötzlich fiel ihm ihr Gesicht auf. Kaum, daß ers wiedererkannte. Es schien ihm fremd. Eine Maste. Kalt. Geostlich. Gierig. Da ergriff ein Gedanke von ihm Besitz. Warum hatte wohl eigentlich der Wachtmeister so sonderbar gelächelt? Warum nahmen alle Nachbarn die Geschichte von dem geheimnisvollen Diebstahl nicht ernst?

Wie verhält bingen seine Blicke an ihr. Wer war sie eigentlich, die dort stand? Eine fremde Frau? Ein unheimliches, unlösbares Rätsel?

Er erhob sich und machte ein paar Schritte auf die Tür zu und wollte fragen — aber — er schwieg. Nein, nicht fragen. — Alles kann vergessen werden — alles kann man wieder gutmachen, wenn man nur darüber schweigt. Wenn die Worte nicht unbarbarisch und unwiederbringlich die Wahrheit festhalten.

Pflötzlich stand Soufi im Türschwamben.

Mit hübler Verwunderung forschte sie einen Augenblick in seine verzerrten Züge. Dann lächelte sie verlegen:

„Wie du nur aussehst?! Denkst wohl immer noch an die 500 Francs?"

Er rang sich ein gequältes Lächeln ab. „Nein", lautete er mühsam, „jetzt habe ich das Denken aufgegeben . . ."

(Ins Deutsche übertragen von M. Andersen.)

Besuch in Jerusalem

Von Professor Julius Meier-Gräfe.

Der Morgen nach der Nacht über dem Suez begann mit Blumen. An einer Station werfen Judenkinber Sträuße von Anemonen in den Schlafwagen. Wo sich eine Tür oder ein Fenster öffnet, fliegen rote Blumen herein. Manche sollen wir einen Schilling für jeden Strauß zahlen, doch gab man es auch billiger. Ein laiches Gebirge wie manche Höhen in Spanien, viel Steine, wenig Grün. Babuschka, meine Begleiterin, versagte jeden Strich mit Anemonen und hatte keine Mühe, die Lebergegenheit des Mittels nachzuweisen. Die Anemonen standen ihr.

Bei der Ankunft in Jerusalem obligater Reich mit arabischen Gedächtnisträgern. Ein Deutscher oder Deutschamerikaner oder Deutschungar mit ausgeprägtem jüdischem Typus hand uns bei und wart zwei Kulis eigenhändig aus dem Hochstuhl hinaus. Es war der Stationsvorsteher. Er unterscheid sich von anderen Stationsvorstehern durch den Mangel jeglichen Angehörens und amlles Benehmen. Zum deutschen Hofpiz brauchten wir nur über die Geise zu gehen. Babuschkas Kanne besetzte sich, als wir unsere Zimmer in Besitz nahmen, obwohl sie kleiner waren als die in Kairo. Das Hofpiz gehört denselben Schmiedern vom Heiligen Bortomans, und die Oberin stand früher dem Hause von Kairo vor. Man fühlte sich noch mit Kairo verbunden. Dieselben stillen Geschlechter unter weichen Hauben. Die Gäste ausschließlich Araber. Als ich mich, wie es in Kairo bei Tisch Brauch war, vorstellen wollte und der gute Mann mich höflich anlokete, merkte ich es und schämte mich.

Man braucht mit dem jüdischen Amosus, der alle halbe Stunde geht, awanzig Minuten bis zum Jaffa-Tor. Auf den griechischen ist kein Verlaß. Chauffeur und sämtliche Insassen sprechen Deutsch. Man rücte zusammen. Ich sah eine Weile auf dem dicken Schenkel eines jüdischen Doktors, der uns den Weg zur Grabstätte zeigte. Auf der Straße lagte der Staub.

Man sollte nicht von Ägypten nach Palästina fahren, obwohl es praktisch und dank den Wagnons-lits so bequem wie möglich ist. Man erlebt nicht daselbe wie in Ägypten, sondern zur Abwechslung genau das Gegenteil. Wir hatten dort ein halbes Jahr zwischen Denkmälern gelebt, und ihre Form war uns so vertraut geworden, daß wir mit den Menschen von irdischer Religion und undurchdringlicher Lebensart, intum wie mit unsrerer gleichen verkehrten. Ihre Form wurde uns zum Äquivalent eines höheren Europas.

Es gibt ein Heiligtum in Jerusalem, die Felsenmoschee. Sie liegt mitten in der Stadt auf dem einzigen freien Platz, dem alten Tempelplatz, dem die Enge der umgebenden Gassen zur Größe verhilft, und ist ein wirklich Tempel, eine am Monumente gewordene Gemeinde. Ich kenne keinen schöneren, schöner lebenden Bau. Der Platz, eine Art riesiger Bühne, da er um einige Meter über den Boden der Umgebung emporragt, bezugnet mit der Wände einer Arkopols. An den vier Ecken führen Treppen hinauf, oben mit rundernigen Arkaden geschmückt. Diese vollerten Arkaden sind Theaterkulisen, die sich der Erbauer des Tempels vermutlich vollständig gedacht hat; immerhin noble Kulisen. Wir haben den Tempel auser, da wir am Schlußtag des Ramadans kamen und nicht auf den Platz durften, vom Dach eines benachbarten Hauses aus und erwiderten aufwärts den höchsten Blickpunkt für die dekorative Seite, da man von dem Dach aus nur den mit persischen Pavainen bedeckten oberen Teil des Ottogons wahrnehmen konnte. Ein riesiger, achtkantig geschliffener Edelstein leuchtete in der Sonne: einmal wirklich der Orient aus Taufendundeine Nacht, ja blendender, als alle Phantasie ausmalen konnte und dabei ohne wirren Blitter. Dieser Effekt verliert viel, wenn man auf dem Platz selbst steht und das Ganze überseht, denn leider hat man das Geschmeide nicht durchgeföhrt, sondern den unteren Teil der Wände mit Marmorplatten belegt; ein arger, echt mohammedanischer Mißgriff. Die Nacht der Ottogons mit der hohen Kuppel überwindet ihn. Ich war bereit, dem Isam alles abzugeben, dem diesen sicheren Instinkt in der Wahl der Verhältnisse und das unbedingt Ueberzeugende der Struktur versagt jede andere Mofchee. Im Innern ergab sich die Erklärung der herausfallenden Leistung. Unter dem arabischen Dekor steht die Architektur einer urchristlichen Kathedrale, die der Mofchee als Mutter gedient hat. Bei einiger Gewisheit hätte ich den Zusammenhang auf den ersten Blick erkennen müssen. Die Kuppel, das erhabene Zentrum, Haupt des Baus und des Plazes, Haupt Jerusalems, trägt im Innern auf Goldgrund üppiges Bantwerk in Mosaik, und gleich wird man von unvertretenen Klängen umfangen, als läuteten alle Gloden Rabennas den Sonntag ein. Der Isam hat hübsche farbige Verasungen in die Fenster gesetzt, deren alle Teile harmonisch mitgehen. Was er sonst von seiner Ornamentik dazugewan hat, vieles freilich jungen Datums, ist eher flörend, aber wird von dem Raum verschlungen. Unter der Kuppel erhebt sich der alte Ostertempel der Juden, einst der Mittelpunkt des salomonischen Tempels, unbehauener Stein, wie ihn die Natur gemacht hat. Jede Kränzung umgibt ihn. Wie ein zottiges Artier im Käfig, dumm und drohend, aller Form unsanftig, liegt er da.

Dies, nicht aus Wohlbefinden haben dem Tempel gegeben. Der Geist des Baus umschlingt die Farkeln. Der Tempel ist mächtiger als die Kirche. Babuschka findet ihn schöner als den Tempel von Luxor und weigert sich bestimmt, die Gründe, die den Vergleich ausschließen, anzuerkennen.

Totes Meer. In hundert Serpentinien steigt man von dem tablen Gebirge in noch tiefere Tiefen, weit unter dem Meerespiegel, und glaubt an den See der Hölle zu fahren. Der normalen Temperatur haßt der niederträchtige Dampf und trieb uns feurigen Sand in die Poren. Man wurde Schweißpapier. Kein Haus, keine Menschenseele weit und breit, und der See noch nach Infernum. Zumweilen troch in der Ferne ein Auto die Schlangengestalten hinauf und hielt sich mit Mühe in der Realität. Auf den Bergen lagen aligrane Lichter.

Der Jordan ist ein schmaler, lehmaelber Fluß mit hartem Gefälle unter Weidenbüschen. Jrgendwo im freuchtigen Bereich ein Stillleben aus Weißblech auf schiefen Baumstämmen, eine Art Gartenstange ohne Garten mit nachdenklichen Büschen ohne Tische. Die Erfrischungen fanden auf der Erde; Limonadenflaschen, zerbrochene Gläser und ein gebröckeltes Grammophon. In den veräimmerten Kassen der Bäume lagen eingeklemmt summartig ausgestoßte Schokolade und Stadelweine und eine Wildkatze mit zugestrichelten Augen. Ein paar schwärzende Kommbus in armlosen Trifols waren an einer Kabifahrt bereit.

Das alte Jerusalem mit den engen Buden der Araber und Juden wimmelt und triebelt. Es geht immer hinab, oder hinauf. Die Kreuzfahrer haben die Gassen mit feineren Bönen überbaut, und manchmal muß man auf altägyptischem Stein durch dunkle Tunnel und streift unterirdische Gemüsegewölbe, wo das Ainen schwer wird. Babuschka entdeckte den Reiz blonder Schläfenlöcher um junge netterfe Gesichter. Sie flattern lächelnhaft im Winde. Aus den alten, von Handel und Wandel ausgelagerten Schäften wächst das Gemüt gleich silbergrauem Kraut auf blauem Stein. Natürlich geht man am Sabbatnadmittag an die Klagemauer. Eine Alte hämmerte mit ihrem Schädel Lieblingsstellen ab und wimmerte dazu. Andere deuteten, andere trübten, heiser und heftig. Andere beteten aus Büchern, hoben und senkten in schnellem Tempo den Kopf mit dem Abbimus lernender Araber in den Wölphen. Die Vornehmen laien es mit Würde, trugen leuchtende Gewänder aus Samt und pelzbeklehten Wägen. Gestalten Rembrandts wandelten vor dem blindenden Stein auf und ab.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlaages Ernst Rowohlt, Berlin, dem Buche „Pyramide und Tempel" von Julius Meier-Gräfe entnommen.)

Büchig

Von Albert Haunstein, München.

Hinter Haasfeld liegt das kleine Dorf Büchig. Dem Namen nach ist es mit dem anähernd gleich großen Orte Büchig oder Bürenbüchig im Amte Bretten verbandt. In dem Wort Büchig steckt die Kollektivendung „-ach", althochdeutsch „-ah", „-id", welche das diese Zusammenfenden stelschlarliche Dinge bezeichnet. „Büchig", „Büch", „Büchig" bezeichnet also einen Ort, wo viele Bücher stehen.

Eine altbewohnte Gegend ist es, in der das heutige Dorf steht. Denn zur Römerzelt schon befand sich im Gemann Hedenacker, am Fußweg von Blankenloch nach Büchig, etwas nördlich von unserem Orte, ein römischer Gehöft mit einem Kalkofen. Resten und Hofstängel, Mägel und Tongeschifferden, nebst manderlei anderen Dingen, von Ingenieur Bonnet 1897 autage gefördert, sind mienobar römisch n Charakter auf, was ja bei der verhältnismäßig dichten Besiedelung unserer Heimat durch römische Veteranen und andere Kolonisten in den vier ersten christlichen Jahrhunderten nicht sonderlich verwundern kann.

Die Sürirme und Wirren der Völlerwanderung und manch andere Ändere Einflüsse mögen wohl dazu beigetragen haben, daß bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts das Dorf Büchig in der Geschichte verschwindet, daß wir nirgends seinen Namen, weder in Urkunden, noch in Chroniken erwidert finden. Da stehen wir im Jahr 1399 in einer unter 23. Juni ausgestellten Urkunde zum ersten Mal auf des Dorfes Nennung. Denn Büchig gehört mit zu dem Wiltum, das Markgraf Bernhard der Erste von Baden — derselbe Fürst, der im Seidelferner Erbvertrag mit seinem Bruder Rudolf VII. vereinbarte, daß die badischen Lande niemals unter mehr als zwei Linien geteilt werden dürften und der deshalb zum Gründer des badischen Territoriums ward — seiner Gemahlin Anna von Dettlingen 1399 zur Witwenfründe bestimmt. Zu den „Mundbaren" oder Berworren dieser Güter zu Büchig und den umliegenden Ortschaften ernannte der Markgraf für den Fall seines Todes seinen Vogt zu Worabeim, Reinhard von Remchingen, ferner Georg von Bach, Hans von Selbach und Friedrich von Ensbere. Dieses Vermächtnis erhielt dann sieben Jahre später durch die „Charta" oder Urkunde vom 17. Mai 1406 die Gnebmigana und Befähigung durch Bernhards kaiserlichen Neffen, Ruprecht von der Pfalz, der weiterhin erlaubt, daß Markgraf Bernhard I. seiner Gattin Anna 20 000 Gulden „als Wittum, Morgengabe und Zugeld" auf die anesöhrteten Dörfer, welche sämtlich in allernächster Gegend von Karlsruhe gelegen sind, worunter auch „uff Büchig dem Dorffe", verfürte.

Am 23. August 1431 verlameln sich die Schultheißen und Vertreter der verschiedenen Stadtgemeinden, um dem Markgrafen Salob I. ihrem neuen Landesherren, von der bereits festgehabten

Bathana ihrer heimlichen Kamin zu gehen, auch zu dem begeben uns unter den aufgeschübten Ortschaften.

Beim Tode Salobs I. fällt bei der Testamentserröffnung unter Dorf Büchig mit noch vielen andern Dörfern der Markgrafschaft an den Markgrafen Georg von Baden, einen Sohn des Dahinabgelebten, den späteren Bischof von Metz. Die betreffende Stelle der letztwilligen Verfügung des verstorbenen Fürsten lautet, genau nach der damals üblichen Schreibweise, also: „Item. So ordnen wir unserm Sun Georten und seinen Erben Mannes Geschlechts des Stammes Baden dis nachgeschriebenen. Nemlichen Mülnberg das Stob mit den Dörfern In das Amt daselbe gehörende: Kullingen, Berche, Forchheim, Daslan, Furthau, Bulach, Rumrute, Cetenstein, Gondenheim und Dochtetten. Item Durlach die Stadt mit den Dörfern in das Amt gehörig mit Namen Gretzingen, Barchüben, Hartmann, Seidingen, Haagsfeld, Wandenlach, Buchsch, Nume." Dazu kommt noch Stadt und Amt Ettlingen, Ruppenheim, Graben und Staffori. Dattiert ist diese Testamentsurkunde vom 11. April 1453.

Au Markgraf Christophs Zeiten (1475—1527) befaß der badische Hof zu Büchig ein Hofgut. Es war dies der Stammbartsbof. Nach einem alten Bericht von 1511 erach dieser jährlich einen Ertrag von 25 Maltern Korn und hatte zwei Pfländer oder Bewirtschafteter, welche die 60 Morgen Ackerland, 22 Morgen Weiden und die zwei Hofstraten, d. h. die beiden Hofräumlichkeiten, welche von den landwirtschaftlichen Gebäuden umschlossen waren, zu bestellen und zu bearbeiten hatten.

In der bösen Gärung des Bauernkrieges war die Bruchialer Gegend der Daurtherd des Aufbruchs. War doch bekanntlich auch einer der Führer des 1502 entstandenen „Bundschuh", der zielbewusste und praktische Jos Tris von Untergrombach, welcher das Feldzeichen der Bauern, den Schnürschuh, im Speierischen aufgespannt hatte, ein Sohn unserer Gegend. Die Bauern des soa. Bruchbrains, jener ehemaligen Summwiesengegend zwischen Bruchsal und Wiesloch, hatten 1525, als allerwärts in Franken und Schwaben bis hinüber nach dem Elb der erbärmliche Aufstand die tiefsten Tiefen des Volkes in leidenschaftliche Erregung zu versetzen begann, gleichfalls Anshlus an die Rebellen des Pfingstales gesucht und scheinen ihn auch gefunden zu haben. Aber der ohne jegliche Manneszucht unternommene Aufstand der in der Waffenführung wenig bewanderten Bruchbrainer Bauern scheiterte kläglich, und es blieb den Leuten nichts übrig, als sich ihren bisberigen Landesherren, dem Markgrafen von Baden und dem Bischof von Speier, der zu Bruchsal residierte, auf Gnade und Ananade zu ergeben. Aus der uns erhaltenen Unterwerfungsurkunde dieser Bruchbrainer Bauernschaft, die wörtlich beginnt: „Wir burgermeister, rechte, auch schultheisen und alle gemeinden samtllich dier nachbestimmten funft amter Bruchsal, Grundach, Kilstam, Rosenburg und Wendenbm mit iren angehörigen dorffern, nemlich Büchig, Mispöbm, Fuchganwe, Wilsel, Jewtbern . . ." geht klar hervor, daß sich auch Grombach Büchigs in diesen gewagten Handel einmischten hatten. Der Ort mußte dem Kurfürsten von der Pfalz überlassen werden, zwei Geiseln stellen. Es waren zu diesem Zweck Bei R a g e l und Pulle oder Leopold Oberacker auszuweisen worden. An dessen kamen die aufständischen Bauern nach Wiedererwerb des Aufbruchs in der badischen Markgrafschaft durch die Mühe und Nachsicht des Markgrafen Wilsing, der sich bei seinen Untertanen der arabischen Vererbung und Verschickung erzeigte, noch allmählich genug weg. Nach kurzer Gefangenensetzung einiger ihrer Häufelührer in den festen Schlössern Mülnburg und Graben ließ sie der nachsichtsvolle Markgraf wieder frei.

In Ergänzung zu den Angaben über den Stammbartsbof zu Büchig ist noch nachzutragen, daß nach einer Meldung aus dem Jahr 1532 zu diesem Gute Grundstücke gehörten, die 2, bzw. 14 Morgen an einem Stück maßen, während ein neu hinaufkommendes markgräfliches Gut zu Büchig, der Wollmersbof, laut gleicher Quelle jährlich 20 Malter Korn abwarf und zwei Ober- und mehrere Unterwalter beschäftigte, denen die Besitzhaltung von 68 Morgen Aedern oblag. Auch hier waren 30 Morgen Landes an einem Stück vorhanden.

1577 erfahren wir auch etwas Näheres über den soa. „Boatsguden" zu Büchig. In ihren markgräflichen Schirmmoat nämlich, der auf dem nahen Schlosse Graben sah, mußte die Gemeinde jeweils eine gewisse Summe entrichten. Außerdem betrug die Gemeinbesteuer, ebenfalls 1577, die runde Summe von 20 Gulden.

Zum Schlusse dieses Aufsates, in welchem wir uns bemüht haben, nach den äußerst dürftigen historischen Nachrichten, die uns über Büchig zur Verfügung stehen, einen knappen-Umriss der Geschichte dieses Ortes zu geben, sei noch der kirchlichen Verbältnisse sowie der Schulangelegenheiten mit wenigen Worten gedacht. In forschererischer Hinsicht war Büchig ein Pflial von Blankenloch; d. h. der jeweilige Blankenlocher Pfarzer sorgte zugleich auch für das Seelenheil der Büchiger Gläubigen. Erst im 19. Jahrhundert erhielt Büchig eine eigene Pfarrei. In den meisten Dörfern der soa. „Unteren Markgrafschaft" war der Pfarzer, so überhaupt einer vorhanden war, vom Wacht und Frondienste, dem sich sonst jeder Ortsbürger unterziehen mußte, befreit. Denn diese geringe Veräußerung sollte wenigstens einigermassen verböhnend wirken im Hinblick auf die aller Befreiungsmoat spottende eunde und erbärmliche Bezahlung der Schulmeister zu damaliger Zeit. Dazu kam als weiterer, nicht zu unterschätzen der Pfarer, daß hauptsächlich ältere Gemeinden die oben genannten Dienstleistungen als mit dem Schulhalten unvereinbar verwarfen. Die Kirchengedöbe, der ja bekanntlich damals die Debrret unterstanden, verlangte daher auch mit allem Nachdruck Befreiung